

Einleitung: Berlins Weg in die Moderne

Eine Stadt am Schnittpunkt kolonialer Warenströme und Sehnsüchte, 1713–1918

Samuel Eleazar Wendt/Felix Töppel/Lilja-Ruben Vowe/Klaus Weber

Seit den 2010er Jahren wird in der deutschen Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft nicht nur die koloniale Vergangenheit intensiver diskutiert, sondern auch deren (post-)koloniale Nachwirkung bis in die Gegenwart. Dabei geht es um den genozidalen Charakter der Kriege in deutschen Kolonien, insbesondere in »Deutsch-Südwestafrika«, um Straßennamen mit kolonialem Bezug, um die im September 2022 im Berliner Humboldt Forum eröffneten Ausstellungsbereiche Asien, Afrika, Ozeanien und den Amerikas mit ihren vielen Exponaten fragwürdiger Herkunft – um nur drei prominente Beispiele zu nennen. Proteste, wie gegen tödliche Polizeigewalt gegen Schwarze Menschen und *Persons of Colour* (PoC) in Deutschland, Frankreich und den USA sind vielfach mit postkolonialer Kritik verbunden. Vor diesen Hintergründen werden Fragen nach weltweiten wirtschaftlichen und politischen Asymmetrien, strukturellem Rassismus, Chancengerechtigkeit, Identitäts- und Erinnerungspolitik sowie Dekolonialisierung und oft mangelnder Diversität in den Perspektiven von kulturellen wie Bildungseinrichtungen neu gestellt.

In einigen deutschen Städten steht dabei die eigene Verflechtung mit kolonialen Räumen im Fokus wissenschaftlicher, zivilgesellschaftlicher und aktivistischer Initiativen. Dazu gehören nicht nur die ganz offensichtlich so verflochtenen Hansestädte Hamburg und Bremen¹, sondern auch Städte im tiefen Hinterland, wie etwa Augsburg² – im 16. und 17. Jahrhundert eine

1 Zu Hamburg z. B. <https://www.geschichte.uni-hamburg.de/arbeitbereiche/globalgeschichte/forschung/forschungsstelle-hamburgs-postkoloniales-erbe.html>; zu Bremen z.B. <https://www.landeszentrale-bremen.de/kolonialismus/>

2 <https://www.postkoloniale-friedensstadt.de/koloniale-spuren-in-augsburg>

bis in Europas koloniale Räume vernetzte Finanzmetropole – oder die Residenzstadt Potsdam – wo man seit dem 18. Jahrhundert andere, aber nicht weniger ambitionierte Expansionspläne entwickelte.³ In Berlin setzen sich zivilgesellschaftliche Akteur:innen schon seit Jahrzehnten kritisch mit der Geschichte des Kolonialismus und dessen Folgen auseinander.⁴ Doch erst durch zivilgesellschaftliche Initiativen wie *Dekoloniale. Erinnerungskultur in der Stadt*, die nun auch zunehmend öffentlich gefördert werden, ist dieses Thema in den letzten Jahren stärker in die breitere Wahrnehmung gerückt.⁵

Mit Berlin stellt auch dieser Band eine Stadt in den Mittelpunkt. Ihre kolonialen Verflechtungen werden vor allem aus der geschichtswissenschaftlichen Perspektive untersucht. Der titelgebende Begriff der *Moderne* wird dabei nicht einseitig positiv verstanden, wie es noch immer häufig der Fall ist, sondern in seiner Ambivalenz. Die *Moderne* ist untrennbar mit einer exklusiv europäischen Fortschrittsidee samt einem davon ausgehenden Sendungsbewusstsein verbunden, mit all ihren Folgen. Sie bringt auch Gewalt und Zerstörung mit sich, und neben den Modernisierungsgewinnern stehen auch sehr viele Verlierer. Dabei verstehen wir die Epoche der *Moderne* wie im englischen und romanischen Sprachraum, wo sie auch die gesamte Frühmoderne ab ca. 1500 einschließt. Deshalb greifen viele Beiträge des Bandes weit vor die wilhelminische Zeit zurück. Die eigentliche Kolonialzeit von 1884 bis 1918 und ihr (post-)koloniales Nachleben ist in den letzten zwei Dekaden in innovativen Einzelstudien intensiv erforscht worden.⁶ Sie sind mittlerweile auch in neuere Überblicks-

3 <https://postcolonialpotsdam.org>

4 So z.B. Organisationen wie Berlin Postkolonial e.V., die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V. oder Each One Teach One (EOTO) e.V., um nur einige zu nennen. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Bandes steht die Umbenennung der von den Nationalsozialisten 1939 nach dem Kolonialverbrecher Carl Peters benannten Petersallee in Maji-Maji-Allee und Anna-Mugunda-Allee bevor.

5 <https://www.dekoloniale.de>

6 Hier nur ein unvermeidlich lückenhafter Überblick: Bechhaus-Gerst, Marianne/Zeller, Joachim (Hg.): Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin: Metropol 2021; Habermas, Rebekka: Skandal in Togo. Ein Kapitel deutscher Kolonialherrschaft, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2016; Naranch, Bradley/Eley, Geoff (Hg.): German Colonialism in a Global Age, Durham/London: Duke University Press 2014; Beriman, Nina/Mühlhahn, Klaus/Nganang, Patrice (Hg.): German Colonialism Revisited: African, Asian, and Oceanic Experiences, Ann Arbor, Mich.: University of Michigan Press 2014; Zimmerer, Jürgen (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a.M.: Campus 2013; Ndumbe III., Kum' a: Das Deutsche Kaiserreich in Kamerun. Wie Deutschland in Kamerun seine Kolonialmacht aufbauen

darstellungen eingeflossen.⁷ Diese jüngere Literatur kann aber auch fast wie eine Barriere wirken, die den Blick auf die davorliegenden Jahrhunderte verstellt – und das gilt auch für den Ort Berlin. Der für diesen Band erweiterte Zeitrahmen kann besser verständlich machen, wie die länger zurückreichenden kolonialen Verflechtungen die Kontinuitäten und Brüche der imperialen Expansion des Kaiserreichs nach 1884 prägten. Das ist freilich in jüngeren Arbeiten auch schon geschehen, und in diesem Sinne wollen wir daran anknüpfen, mit dem Fokus auf dieser Stadt.⁸

Berlin war nicht nur Residenz- und Hauptstadt, sondern zudem ein Zentrum für die industrielle Verarbeitung von Kolonialwaren, für den Transfer von kolonialem Wissen, und für die Produktion, Ausweitung und Verbreitung von Imaginarien und Phantasmagorien, die Investoren und Industrielle, politische und kulturelle Eliten, Kaufleute und Wissenschaftler, Konsumenten und Kolonialideologen gleichermaßen umtrieben und mit dem kolonialen Projekt verbanden.⁹ Das gilt nicht nur für die wilhelminische Industriemetropole, sondern in vieler Hinsicht auch schon für das frühmoderne Berlin des 18. Jahrhunderts, selbst wenn die Stadt um 1700 kaum mehr als 50.000 und um 1800 rund 150.000 Einwohner zählte.¹⁰ Dass um 1880 die Millionenmarke erreicht wurde, lag vor allem am industriellen Wachstum, und das wurde auch mit der zunehmenden Verfügbarkeit kolonialer Rohstoffe möglich, gerade für die in Berlin

konnte, Douala/Berlin: AfricAvenir/Exchange & Dialogue 2008; Walgenbach, Katharina: »Die weiße Frau als Träger deutscher Kultur. Koloniale Diskurse über Geschlecht, ›Rasse‹ und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt a.M.: Campus 2005; van Laak, Dirk: Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, München: C.H. Beck 2005; ders.: Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960, Paderborn/München: Ferdinand Schöningh Verlag 2004; Kundrus, Birthe (Hg.): Phantasieriche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus. Frankfurt a.M.: Campus 2003.

- 7 So z.B. bei Speitkamp, Winfried: Deutsche Kolonialgeschichte, Ditzingen: Reclam 2021; Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, 4. Auflage, München: C.H. Beck 2019; oder Deutsches Historisches Museum (Hg.): Deutscher Kolonialismus: Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart, Berlin: Deutsches Historisches Museum 2016.
- 8 Zantop, Susanne M.: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770–1879), Berlin: Erich Schmidt Verlag 1999.
- 9 So konzentriert sich auch dieser Band ganz auf die Zeit 1884–1918: van der Heyden, Ulrich/Zeller, Joachim (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin: Berlin-Ed. 2002.
- 10 de Vries, Jan: European Urbanization 1500–1800, Cambridge, MA: Harvard University Press 1984, S. 272.

so bedeutenden Elektro- und Chemieindustrien. Durch die Schaffung neuer Museen für die Präsentation von Objekten aus Übersee sollte die junge Kolonialhauptstadt Berlin nun auch ‚kulturell‘ mit London und Paris aufschließen – was in den Kolonien den Raub und das Abpressen einer unübersehbaren Menge von Kunst- und Kultobjekten auslöste.¹¹ Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Rollen der Stadt fokussieren die hier versammelten Beiträge ganz explizit eine materielle und eine immaterielle Dimension der kolonialen Verflechtungen der Stadt, die ihrerseits eng miteinander verwoben sind und sich gegenseitig verstärken: Warenströme und Sehnsüchte.

Gerade weil die Asymmetrien zwischen der Kolonialmacht auf der einen und den kolonisierten Gebieten auf der anderen so eklatant und offensichtlich sind, kann es im Blick darauf zu vereinfachenden Dichotomien kommen. So gab es auch in den Kolonien indigene Gruppen, die mit den Kolonialbehörden, den »Schutztruppen« oder Kolonialunternehmen kooperierten und dabei eigenen Rationalitäten folgten,¹² und – wie der Anthropologe Epeli Hau'Ofa (1939–2009) betonte – auch die Kolonisierten konnten immer wieder reziproke Verhältnisse mit den Kolonisten schaffen, über die sie eigene Interessen wirksam vertraten.¹³ Auf der anderen Seite waren nicht alle Europäer:innen Unterstützer des Kolonialismus. Neben dem Gegensatz zwischen Kolonisierten und Kolonisten ist auch der auf beiden Seiten existente Gegensatz zwischen den Mächtigen und den weniger Mächtigen zu berücksichtigen. Bis heute sind die Dialoge über die koloniale Vergangenheit und die darauf zurückgehenden ökonomischen und politischen Gefälle komplex. Es ist zu hoffen, dass auch die in diesem Band vorgenommenen Differenzierungen dem weiteren Dialog dienen.

Zum Einstieg in unseren Band entwirft Albert Gouaffo ein Porträt der Stadt Berlin unter dem Gesichtspunkt ihrer bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden kolonialen Verflechtungen. Schon in der Frühmoderne wurden Kolonial-

¹¹ Systematische Forschungen dazu sind noch rar; die Pionierleistung eines 14-köpfigen Herausgeberteams ist der Band von Assilkinga, Mikael et al. (Hg.): *Atlas der Abwesenheit. Kameruns Kulturerbe in Deutschland*, Heidelberg: Reimer 2023.

¹² Moyd, Michelle: »African Soldiers as Colonial Intermediaries in German East Africa, 1890–1914«, in: Berman/Mühlhahn/Nganang, *German Colonialism Revisited* (2014), S. 101–113.

¹³ Epeli Hau'Ofas Überlegungen sind aufgegriffen bei Richter, Gabriele: »Zake: The Papuan Chief. An Alliance with a German Missionary in Colonial Kaiser-Wilhelmsland (Oceania)«, in: Berman/Mühlhahn/Nganang, *German Colonialism Revisited* (2014), S. 130–144.

projekte in einem Zusammenspiel von staatlichen Plänen zur Förderung der Wirtschaft im eigenen Land und privaten Profitinteressen realisiert. Das galt auch für die unter dem »Großen Kurfürsten« geschaffene Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie. Das Unternehmen war im Sklavenhandel tätig, rein kommerziell jedoch nicht sehr erfolgreich und kurzlebig (1682–1711). Doch im Verlauf des 19. Jahrhunderts stilisierten preußisch-deutsche Nationalgeschichtsschreiber die vergleichsweise kleinen Handelsposten der Compagnie in Westafrika zur ersten deutschen Kolonie, um den Griff nach Kolonien zu legitimieren. Die Verflechtungen der Stadt verdichteten sich enorm ab dem 1884 erfolgten Erwerb der ersten modernen Kolonien. Berlin wurde Sitz vieler Institutionen des neuen Kolonialreichs: des *Reichskolonialamts*, des *Museums für Völkerkunde*, des *Seminars für Orientalische Sprachen*, und von Lobbygruppen wie der *Deutschen Kolonialgesellschaft*. Nicht zu vergessen: Berlin wurde mit der Ausrichtung der Kongo-Konferenz 1884/1885 zu dem Ort, an dem europäische Mächte den afrikanischen Kontinent unter sich aufgeteilt haben.

Die erste Gruppe von Beiträgen richtet den Blick auf frühmoderne Verflechtungen, denn auch zwischen der nachträglich stilisierten Zeit der Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie und dem wilhelminischen Kolonialismus waren Berlin und Preußen in die globale Ökonomie eingebunden – wenn auch nicht immer sichtbar, da sie zwischen diesen beiden Perioden nicht selbst im Besitz überseeischer Territorien war. Jutta Wimmler zeigt, wie gezielte Politik den Kolonialwaren aus den Besitzungen anderer europäischer Mächte über Amsterdam, Hamburg oder Stettin Wege nach Berlin bahnte. Farbstoffe aus den Tropen benötigte man für die Färbeprozesse im Textilgewebe, vor allem das blaue Indigo für die Produktion der Uniformen für die wachsende Armee. Damit förderte man zugleich die heimischen Betriebe, wie das Beispiel des Königlichen Lagerhauses in Berlin verdeutlicht.

Sehr sichtbar vor Augen liegt dagegen die erste preußische Einverleibung des westlichen Polens im Zuge der ersten Teilung Polen-Litauens (1772). Bis heute wird aber das betroffene Gebiet nur selten als alternativer kolonialer Raum des preußischen Staates gesehen. Markus Nesselrodt und Felix Töppel eröffnen eine postkoloniale Perspektive auf Preußen als eine Kontinentalmacht, die nach Ende des Brandenburgisch-Afrikanischen Kapitels keine überseeischen Besitzungen mehr hatte. Sie zeigen anhand der 1772 in Berlin gegründeten, auf polnische wie auf überseeische Märkte ziellenden preußischen Seehandlung, dass die Teilung der Adelsrepublik explizit als Bestandteil preußischer Merkantilpolitik zu verstehen ist, wobei die von Friedrich II.

gegründete Institution als Instrument des preußischen Binnenkolonialismus fungierte.

Kolonialer Ehrgeiz zeigte sich in Berlin auch in der Wissenschaft und in öffentlicher Repräsentation. Der Botaniker Carl Ludwig Willdenow, seit 1801 Direktor des Königlichen Botanischen Gartens in Berlin-Schöneberg, war bis zu seinem Tod 1811 maßgeblich für dessen Umgestaltung verantwortlich. Sophia Spielmann verbindet in ihrem Beitrag Lokal- und Globalgeschichte: Ohne koloniale Expansion, globale wirtschaftliche Verflechtungen und transnationale Netzwerke, derer Willdenow sich bediente, lässt sich sein Wirken nicht hinreichend erklären. Deutlich wird in dieser Untersuchung auch das Spannungsfeld von Lokalem und Fremdem, aus dem sich manche Widersprüchlichkeiten in Willdenows Gestaltung des Botanischen Gartens erklären.

Wenn man Preußen hört, so fällt einem womöglich zunächst die Pickelhaube auf den Häuptern von Soldaten ein. Weniger denkt man dabei an Menschen aus Afrika in den Uniformen der preußischen Monarchen, aber tatsächlich gab es sie in der Frühmoderne und in der Moderne. Zumeist als Musiker im Militär eingesetzt, waren sie zunächst Teil der höfischen Repräsentationskultur und zugleich eine Projektionsfläche für exotisierende Sehnsüchte. Diese Praxis des 18. Jahrhunderts wurde unter Kaiser Wilhelm II. wiederbelebt. Das war, so Thomas Weißbrich in seinem Beitrag, der Konkurrenzsituation europäischer Mächte während des Hochimperialismus geschuldet, in der man der imperialen Politik des Deutschen Kaiserreichs gerade in Berlin und Potsdam eine historische und damit legitimierende Dimension verleihen wollte. Auch in diesem modernen Kontext kam den afrikanischen Militärmusikern eine repräsentative Funktion in der Hauptstadt zu.

Anhand bestimmter Waren bzw. Rohstoffe werden im zweiten Block die sich in der Moderne verdichtenden Warenströme vorgestellt. Zunächst zeichnet Samuel Eleazar Wendt die Entwicklung Berlins zur deutschen Kautschukmetropole nach. Ausgehend von den ersten Versuchen im späten 18. Jahrhundert stieg Berlin in den 1850er Jahren zum führenden Standort der deutschen Kautschukverarbeitung auf. Technisch innovative Unternehmen in der Stadt wurden wichtige Akteure in einem komplexen Netzwerk aus Pflanzern, Agrarwissenschaftlern und Kolonialbeamten, das die Versorgung des Kaiserreiches mit Kautschuk sichern sollte. Der Rohstoff für die Gummiherstellung war für die Elektroindustrie, die Technik in neuen Straßen- und Schienenfahrzeugen, die Medizin und für neuere Vorstellungen von Hygiene so unverzichtbar geworden, dass man für seine Gewinnung in den afrikanischen Kolonien auch Regime unfreier Arbeit etablierte.

Tristan Oestermann beleuchtet die bislang kaum untersuchten Aktivitäten Berliner Kolonialunternehmen am Beispiel Kameruns. Während Hamburger Kaufleute und Handelsfirmen bereits seit vorkolonialer Zeit Verbindungen nach Westafrika geknüpft hatten, war der Einstieg in dieses Geschäft für die Neuankömmlinge schwierig. In Berlin entstanden zahlreiche Aktiengesellschaften, die – von kolonialen Fantasien beflügelt – auf große Profite aus den Plantagen setzten. In vielen Fällen handelte es sich um spekulative Gründungen oder, wie im Fall der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft, um Betrugsmaschen. Der exotische Reiz und die Aussicht auf Profit aus der erzwungenen Arbeit Anderer verleitete zu Investitionen, die in vielen Fällen verloren gingen, während sie in Kamerun unübersehbares Leid verursachten.

Mona Rudolph untersucht Globalisierungsprozesse am Beispiel des Diamantenhandels in Berlin. Nach der Entdeckung großer Diamantenfelder in der Namib versuchte man, den Rohdiamantenhandel mittels einer eigens geschaffenen Regie-Gesellschaft in Berlin zu konzentrieren. Die zielte auf einen schnellen und risikoarmen Verkauf der Steine im Lande. Da aber die Diamantenverarbeitung im Kaiserreich kaum entwickelt war und das Publikum noch ganz überwiegend farbige Steine vorzog, fanden die Diamanten ihre Abnehmer zunächst in Belgien und während des Ersten Weltkrieges in den USA. Der Beitrag zeigt eindringlich, wie stark die deutschen Kolonien über Berlin und das Reich in die Weltwirtschaft integriert waren.

Vera Felicitas Mayer zeigt die Verbindungen zwischen der 1898 in Berlins Halleschem Torbezirk gegründeten Einkaufsgenossenschaft deutscher Kolonialwarenhändler (E. d. K., später Edeka) und der Handelsgeschichte sansibarischer Gewürznelken auf. Sie waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in immer größeren Mengen auf dem Weltmarkt verfügbar und wurden auch in Berlin konsumiert. Anhand dieser »unterschätzten« Kolonialware wird sichtbar, wie die Einzelhandelsbranche und Berlin im kolonialen Gefüge verstrickt waren, denn die von der sich entwickelnden Konsumgesellschaft begehrten, günstigen Gewürznelken waren ein Produkt der Ausbeutung von unfreier Arbeit und der Natur auf der ostafrikanischen Insel.

Der folgende Teil des Buchs stellt Berlin einerseits als Zentrum von Kolonialpolitik dar und andererseits als einen Ort, an dem konservative Eliten außereuropäischer Imperien Verbündete gegen die Bedrohung durch den westlichen Imperialismus suchten. Nicht nur deutsche Kolonialpolitiker setzten gezielt auf Unterstützung aus der breiten Gesellschaft. In allen Schichten gab es Erwartungen von Gewinnen daraus: neue Konsummöglichkeiten, sicherere Beschäftigung, allgemein vermehrter Wohlstand, nationale Größe.

Christian Dietrich illustriert die Wirkmacht des vor diesem Hintergrund betriebenen Sozialimperialismus. So konnte die Reichstagsdebatte um die vorgeschlagene Subvention einer Postdampferlinie nach Ostasien sogar innerhalb der eigentlich kolonialkritischen Sozialdemokratie Spaltungen hervorrufen, die über das SPD-nahe *Berliner Volksblatt* und die Parteizeitung *Sozialdemokrat* auch in die Öffentlichkeit gerieten. Befürworter in der SPD erwarteten z. B. mehr Beschäftigung in den Werften, wo man Schiffsneubauten auf Kiel legen würde.

Berlin war wohl das Zentrum wilhelminischer »Weltpolitik«, aber auch ein weltweit angesehenes Zentrum von Forschung und Studium. Osmanische und ostasiatische Beobachter sahen das Kaiserreich weniger als Kolonialmacht denn als Widerpart des Imperialismus, den sie vor allem in London und Paris verorteten – und als potentiellen Verbündeten gegen diesen ›Westen‹. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon war ihnen der Beleg dafür, dass Deutschland vielmehr Opfer des Kolonialismus war, den es aber abgeschützt hatte. Saimaiti Maimaitiming zeigt, wie vor allem konservativ-illiberale Kreise die Entsendung von Offizierskadetten, Studenten und Gelehrten nach Berlin förderten, wo sie die Modernisierungsrezepte hinter dem Sieg über Frankreich 1870/71, der Reichsgründung und dem industriellen Erfolg des Landes studieren sollten. Von Berlin aus wurde diese Art des akademischen Austauschs begrüßt und gefördert. Tatsächlich wurden viele der Gäste dann zu einflussreichen Modernisierern im späten Osmanischen und Chinesischen Reich.

Da die europäischen Sehnsuchtsorte und Kolonien weit entfernt lagen und nur wenige Menschen überhaupt die Möglichkeit hatten, dorthin zu reisen, kam den visuellen Medien eine herausragende Bedeutung bei der Repräsentation dieser Räume zu. Über sie wurden aber auch Stereotype und Phantasmen generiert, transformiert und zirkuliert, die im Spannungsfeld von Repräsentationen und kolonialpolitischer Überformung standen. Umso wichtiger ist es, die in diesem Zusammenhang entstandenen bildlichen und literarischen Imaginationen zu analysieren. Lilja-Ruben Vowe wendet den Begriff der »Echokammer« in einer bildwissenschaftlichen und kulturhistorischen Studie zur verflochtenen Kolonialgeschichte der Region Berlin-Brandenburg an. Ein kommunikationswissenschaftlicher Ansatz wird so auf das kulturhistorische Feld übertragen, um anhand von drei visuellen Zeugnissen und Objekten von den Epochenschwellen 1700, 1800 und 1900 die Herausbildung und das Nachleben kolonialer Bilder und Stereotypen zu erklären. Diese Bildgedächtnisse bieten Einblicke in Macht- und Herr-

schaftsstrukturen und zeigen, wie koloniale Kontinuitäten mit dem Narrativ einer europäischen, weißen Vorherrschaft entstanden, fortgeführt und aktualisiert wurden. Die ›Anderen‹ sind dabei eine zentrale Analysekategorie visueller Repräsentationen von Herrschaft und Subalternität und den damit transportierten Geschichtsbildern.

Daniel Jankowski untersucht die im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung von 1896 eingerichtete Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung und die in der Werbung eingesetzten Bildmedien. Sie sollten die breite deutsche Bevölkerung für den kolonialen Gedanken begeistern und Wirtschafts- und Handelskreisen die wirtschaftlichen Potenziale der Kolonien aufzeigen. Zentral ist die ikonographische und ikonologische Analyse von Postkarten – insbesondere der chromolithographisch produzierten Bildpostkarten aus der Berliner Kunstanstalt Johannes Mieslers, die als offizieller Werbepartner der Ausstellung fungierte. Die Karten verbreiteten koloniale Ideologeme, Bildmotive, Stereotype und teils rassistische Vorstellungen von dem ›Fremden‹ öffentlich, und sie trugen sie zugleich in die private Sphäre der Empfänger:innen. Die meisten Karten zeigten die kulissenartigen Gebäude auf dem Treptower Ausstellungsgelände, überwiegend im indo-islamischen Stil errichtet und bevölkert von den ebenfalls dort ›ausgestellten‹ Menschen. Die über Kulissen und Karten gedoppelte Künstlichkeit entsprach den verbreiteten kolonialen Imaginarien, die wenig mit der Realität zu tun hatten.

In ihrer historischen und visuellen Analyse fokussiert Anne Peiter die fotografische Darstellung afrikanischer Lastenträger:innen, deren Arbeit angesichts schwach ausgebauter Wegenetze überhaupt erst die Voraussetzungen für den Transfer von Kolonialwaren ins deutsche Kaiserreich schufen. Dabei greift sie auf Fotosammlungen, Presse- und Werbematerialien zurück, wo bestimmte seriell auftretende Motive auffallen. Freilich suggerierten die in etablierter kolonialer Praxis und Sichtweise entstandenen Fotografien und Bilder des Transports über Bahnstationen, Flussquerungen und Anlegestellen hinweg eine deutsche Überlegenheit, die den tatsächlichen Abhängigkeitsverhältnissen vor Ort nicht entsprach. Schließlich waren die Kolonisator:innen auf das Wissen und die Erfahrung der Träger:innen angewiesen, die mit Gelände und Klima vertraut waren.

Leo Ryczko untersucht die kolonialen und orientalistischen Motive in der Zeitschrift *Der Eigene*, der einzigen queeren Zeitschrift, die schon in der Kaiserzeit erschien. Die Analyse der an männerliebende Männer gerichteten Texte und Bilder zeigt, dass Kolonialismus und Orientalismus gesellschaftlich breit gestreut waren – auch in dieser weitgehend marginalisierten Gruppe. Kurzge-

schichten und andere Beiträge boten verschiedenste Bezüge zu den Kolonien, wie in der Projektion sexuellen Begehrens (»The Sexotic«) und orientalistischer Klischees auf die dort lebenden Menschen, in der Projektion von utopischen Ausbrüchen und Freiräumen auf die Kolonien, aber auch in der Konstruktion einer rassistisch definierten *weißen* Männlichkeit gegenüber den als »gefügig« imaginierten Männern in den Kolonien.

Von Exotismen durchtränkte Begehrlichkeit wirkte auch in Berlins wissenschaftlichen Einrichtungen, vor allem in Museen, die Unmengen an kulturellen Artefakten aus den Kolonien in ihren Besitz brachten. Die Beiträge dieses Blocks geben Einblick in die Rolle von Institutionen in Berlin und in den Kolonien, und nicht zuletzt die der Missionsgesellschaften. Sylvain Mbohou skizziert eine Geschichte der kolonialen Durchdringung Kameruns von dem ersten »Schutzvertrag« (1884) mit den an der Küste lebenden Douala über den Aufbau einer Infrastruktur mit Häfen, Eisenbahnlinien, Kolonialverwaltung und Militärposten bis hin zur Arbeitsausbeutung vor allem der ländlichen Bevölkerung und den Einsätzen der sog. deutschen »Schutztruppe« gegen bestimmte Ethnien im Landesinneren. Die Geschichte kulminiert in der bis heute umstrittenen »Überlassung« eines wertvollen Kultobjekts der Bamum: des reich verzierten Throns ihrer Fürsten, der bis heute im Besitz des Ethnologischen Museums Berlin ist, damals das *Königliche Museum für Völkerkunde*. Sie endet mit der ebenso fragwürdigen Aneignung des danach neu angefertigten Throns durch die nach 1918 folgende Kolonialmacht Frankreich. Er steht heute im *Musée du quai Branly* in Paris.

Den Verlust von kulturellen Objekten in Kamerun untersucht auch Richard Tsogang Fossi, mit einem Fokus auf der Rolle und der Position von Missionaren und Missionsgesellschaften zwischen den in dieser Hinsicht unersättlichen Museen in Berlin, der Kolonialverwaltung vor Ort, Offizieren der sog. »Schutztruppe« und anderen Protagonisten der Kolonialherrschaft. Die Methoden der Missionare zur Aneignung solcher Objekte reichten von religiöser Spaltung der Dorfgemeinschaften über wirtschaftlichen Druck und Sozialdisziplinierung bis zur öffentlichen Demütigung derjenigen, die sich wenig empfänglich zeigten für die christliche Heilslehre. Ungezählte Sakral- und Ritualgegenstände, für die man kein Interesse bei den Museen oder auf dem deutschen bzw. europäischen *Ethnographica*-Markt erwartete, vernichteten die Missionare systematisch, vorzugsweise auf Scheiterhaufen. Dieser stark gegen die religiös-rituelle Durchdringung des Alltags gerichtete Ikonoklasmus beschädigte die Kultur(en) in Kamerun bis in eine unabsehbare Zukunft hinein.

Julia Binter, Jan Hüsgen und Julia Richard gehen stärker auf die Beziehungen zwischen den Missionsgesellschaften und Berliner Museen ein und erweitern den Blick auch nach Neu-Guinea. Die Verflechtungen zwischen Mission und der Sammlungspolitik der Museen begann schon 1872, als Adolf Bastian, der Direktor des im Jahr darauf gegründeten Museums für Völkerkunde werden sollte, die Missionsgesellschaften um Überlassung geeigneter Objekte für einen Bestandsaufbau bat. Mit seiner 1879 erhobenen Forderung nach Kolonialisierung festigte Friedrich Fabri, Leiter der Rheinischen Missionsgesellschaft, die Symbiose zwischen kirchlichen und staatlichen Institutionen. Um die aus den Missionsgebieten nach Berlin kommenden Objekte, vor allem die mit sakral-religiöser Bedeutung, entstand eine regelrechte Konkurrenz zwischen dem Museum für Völkerkunde und dem Kolonialmuseum, das erst 1899 eröffnet wurde – unter anderem, um die vielen Exponate der Deutschen Kolonialausstellung von 1896 dauerhaft aufzunehmen.

Der letzte Beitrag thematisiert grundsätzlich, wie (post-)koloniale Stadtgeschichte heute museal dargestellt und problematisiert werden kann. Dazu entwickeln Ibou Diop, Frauke Miera und Lorraine Bluche ihre Gedanken zu einer Dekolonialisierung des Stadtmuseums Berlin, das hier freilich auch exemplarisch steht für viele andere historische Museen. Das erfordert zunächst einen distanziert-kritischen Rückblick auf die Geschichte der Institutionen selbst, von denen viele in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, um über nationalistische, kolonialistische und rassistisch unterfütterte Geschichtserzählungen die Politiken weißer Vorherrschaft zu legitimieren. Das spiegelt sich auch in der rund 4,5 Millionen Objekte zählenden Sammlung des Hauses wider, von denen viele aus den Kolonialgebieten stammten. Die 2022 am Stadtmuseum eingerichtete Kompetenzstelle DeKolonialisierung hat mit einer Neusichtung der Sammlung begonnen, um davon ausgehend ein alle Aspekte der Museumsarbeit umfassendes Konzept zu erarbeiten.

Allein dieser Blick auf das Stadtmuseum zeigt, wie sehr der gesamte Berliner Alltag besonders seit Mitte des 19. Jahrhunderts von kolonialistischen und rassistischen Stereotypen und Ideologemen durchzogen war – und in welchem Ausmaß sie bis heute wirksam sind.

